4ter Jahrgang. 2tes Quartal.

Wochenblatt für das Fürstenthum Oels.



Ein Volksblatt
zur Erheiterung, Unterhaltung, Belehrung
und Nachricht.

(Druck und Verlag der Herzogl. Hof- und Stadtbuchdruckerei zu Oels.)

No. 20. Freitag, den 12. Mai. 1837.

Der Christ und der Muhamedaner.

(Novelle.)

Zwei Brüder, Wolfgang und Raimund, beide in Deutschland geboren und erzogen, schifften sich einst nach Malta ein. Der Vater hatte früh schon den jüngsten als Maltheser-Ritter einschreiben lassen, und des Jünglings schwärmerischer Sinn zog ihn unwiderstehlich nach dieser Insel, um dort dem Orden als wirklicher Ritter zu dienen. Wolfgang liebte den Bruder zu innig, als daß er sich von ihm hätte trennen mögen.

Er verkaufte seine Besitzungen, nahm sein bedeutendes Vermögen zusammen, begleitete seinen Raimund nach Malta und kaufte dort schöne Ländereien. Hier war er ein glücklicher Gatte und Vater, und erschuf, während der Bruder oft gegen die Korsaren zur See focht, mit frommem, häuslichem Sinne sich ein kleines Paradies. Aus den gefahrvollen Kämpfen zurückkehrend, fand Raimund hier immer Ruhe und Erholung, und wenn er nun von den überstandenen Gefahren erzählte, sich der erkämpften Siege freute, und nicht unterließ, seinen Haß gegen die Ungläubigen laut auszusprechen, und einen ewigen Krieg gegen sie zu geloben, dann suchte ihn oft der sanftere Wolfgang zu überzeugen, daß man wohl auch andere Waffen gegen sie gebrauchen müsse, als das bloße Schwerdt.

So hatten sie viele Jahre schon auf Malta gelebt, als der Orden einen Hauptanschlag gegen die Korsaren, die ihm kürzlich mehrere Schiffe genommen hatten, beschloß. Auch Raimund ging mit in diesen Kampf, aber er kehrte nicht wieder zurück. Die christlichen Ritter erfochten zwar große Vortheile, verloren jedoch auch Manches, wozu denn besonders auch das Schiff gehörte, auf welchem Raimund gefochten hatte. Augenzeugen, welche den Händen der enternden Seeräuber auf einem kleinen Boote glücklich entkommen waren, behaupteten, daß jenes Schiff erst nach dem Untergange aller darauf fechtenden Ritter genommen worden, und daß auch Raimund gefallen sei.

Heiß und innig beweinte Wolfgang den geliebten Bruder. Dieser aber war nicht todt; es wartete seiner ein härteres Schicksal.

Die Seeräuber bemerkten kaum das noch zögernde Leben in dem schwer verwundeten Ritter, als sie es sorgfältiger zu erhalten und ihn zu heilen suchten, um ihn auf dem Sclavenmarkte zu Algier mit frechem Hohn zum Verkauf auszustellen. Seine hohe, kräftige Gestalt zog viele Käufer an; man freute sich, einen der furchtbaren Ritter als Sclaven quälen zu können, aber der Korsar forderte einen zu hohen Preis, und Raimund mußte manche schreckliche lange Stunde auf seinen Verkauf warten. Endlich erschien ein junger, vornehmer Türke, mit Namen Cid Muley; der besah und prüfte den Gliederbau des Unglücklichen, wie man ein Zugvieh vor dem Kaufe zu untersuchen pflegt, und bezahlte endlich die geforderte große Summe. „Du wirst mir tüchtig arbeiten müssen, Christensclave!" sprach er, „daß ich nicht umsonst für dich eine solche Summe ausgegeben habe!"

Er hielt seine schreckliche Drohung. Raimund ward der Willkühr unbarmherziger Aufseher übergeben, und von diesen auf das grausamste zu den schwersten Arbeiten getrieben. Wer vermag es, seine Lage zu schildern? Wer vermag es, zu schildern, was bei dieser unwürdigen Behandlung in seinem kräftig edlen Gemüthe vorging? Mehrere seiner Mitsclaven wurden durch ein bedeutendes Lösegeld in Freiheit gesetzt; nur er hatte keine Hoffnung dazu, denn nach des Ordens strengen Gesetzen durfte keines Ritters Freiheit jemals durch Lösegeld wieder erkauft werden. Zwar hatte er fest beschlossen, mit Ergebung in den Willen der Vorsehung sein schweres Geschick zu ertragen und den grausamen Uebermuth seiner Feinde mit Verachtung zu vergelten; aber Muth und Kräfte erlagen doch endlich. Bei einer Gelegenheit, wo der stolze Cid Muley, den seine Sclaven nur selten

zu Gesicht bekamen, einst bei ihrer Arbeit gegenwärtig war, warf er sich in Verzweiflung vor ihm nieder und bat ihn um den Tod.

„Den Tod nicht!" entgegnete Muley; „dafür habe ich dich zu theuer bezahlt. Aber, ich weiß, man kann sich auf dich verlassen; selbst meine Aufseher loben dich unter allen Sclaven. In voriger Nacht hat sich einer meiner Gärtner entleibt; ich kam hierher, um seine Stelle durch einen Andern von euch zu ersetzen, und meine Wahl ist auf dich gefallen."

Raimund mußte gehorchen und sich glücklich preisen, daß er nicht mehr in dem elenden, stallartigen Behältnisse der übrigen Sclaven seine Nächte zubringen, nicht mehr unter den Peitschenhieben unmenschlicher Aufseher seine schweren Arbeiten verrichten durfte; denn diejenigen Sclaven, welche die Gärten des Gebieters bestellten, standen unter seiner unmittelbaren Aufsicht und wurden besser gehalten, als die Uebrigen.

Muley, ein eifriger Muhamedaner, nahm hier oft Gelegenheit, sich mit diesen Sclaven in ein Gespräch einzulassen. Es lag ihm daran, sie durch alle Künste der Ueberredung, wie durch Drohungen und Versprechen, zum Uebertritt zur muhamedanischen Religion zu bewegen. Bei einigen, zu schwach und zu sinnlich, um in frommer Ergebung das Joch der Sclaverei zur Ehre ihres Glaubens zu tragen, war es ihm gelungen. Mit sündlicher Verläugnung ihres heiligen Glaubens hatten sie sich eine elende Freiheit erkauft, und waren, weil sie als Renegaten jeder Christenpflicht überhoben zu seyn glaubten, dem Beispiele ihrer neuen Glaubensgenossen folgend, durch manches unerlaubte Mittel zu großen Reichthümern gelangt. Bei Raimund hingegen blieb jeder Versuch vergeblich. „Ich bin ein christlicher Ritter," antwortete er, „und das werde ich auch als Sclave noch bleiben, bis in den Tod! Ihr habt mir das Kreuz von der Brust genommen; aber aus dem Herzen könnt ihr es mir nimmer reißen. Nicht die Kraft deiner Beredsamkeit, nicht das Gewicht eurer Glaubenslehre, nein, nur eure Grausamkeit, nur die blutige Geißel eurer Sclavenvögte brachten jene schwachen im Leiden ungeübten Christen zur äußerlichen Verläugnung ihres Glaubens; aber an dem Felsen im Meere des Lebens, an dem wahren Christen, scheitern alle eure fruchtlosen Versuche. Zweifelst du vielleicht noch an der Wahrheit meiner Worte? Wohlan, ich stelle mich dir zur Probe."

Muley wandte sich erzürnt, doch auch beschämt, von ihm ab, denn er verkannte das Heldenmüthige einer solchen Denkart nicht, und gestand sich wohl, daß er selbst kaum die Prüfung bestehen möchte. Dabei gewann er nach und nach eine hohe Achtung vor unserm Raimund, der treu und gewissenhaft seine Pflicht erfüllte, obgleich er sowohl des Gebieters Strenge, als seine Freundschaft mit Verachtung vergalt, und auch im Sclavenkittel der stolze, unbiegsame Ritter blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdiger Rechtshandel in Frankreich.

(Beschluß.)

Der Verhör-Richter von Epernay begab sich den 29. December nach Baye, wo Klementine Prat und

Peter Heinrich Peigne ihm beinahe einstimmig als Urheber der oben bezeichneten Verbrechen angedeutet wurden.

Klementine wurde am 1. Januar befragt. Sie läugnete alle und jede Theilnahme an den in Rede stehenden Verbrechen geradezu. Am 9. desselben Monats verlangte sie indessen, abermals gehört zu werden. Sie erklärte, daß sie am 4. December mit Peigne zu Mourlin gewesen, daß dieser ihr auf dem Rückwege erklärt, wie er 10,000 Franken habe, und eben so viel von der Person verlange, die seine Frau werden wolle.

Als sie darauf geäußert, daß sie so viel nicht besitze, habe er zu ihr gesagt, sie könne sich eine solche, vielleicht eine noch größere Summe wohl verschaffen, wenn sie nur etwas in das Essen ihres Oheims thun wolle, wovon er sterben müsse. Bei ihrer Ankunft zu Baye habe er ihr ein Päckchen Grünspan gegeben, wovon sie nach einiger Zögerung Gebrauch zu machen versprochen. Sie habe die Vergiftung jedoch erst unternommen, als Peigne mit einer Jungfer Oudinot aufgeboten worden, und sie gesehen, daß er mit seiner Drohung, eine Andere zu nehmen, Ernst machen wolle.

Am 16. Januar verlangte sie, neue Mittheilungen zu machen. Sie erklärte, daß Peigne am 16. December zu ihr gesagt, er wolle, um allen Verdacht von ihr abzuwenden, einen Drouilly gehörigen Stall anzünden. Zugleich habe er ihr den Anschlagzettel diktirt, und diesen angeklebt. Es sei dasselbe auch mit dem zweiten Zettel. An der Brandstiftung behauptete sie gar keinen Antheil genommen zu haben.

Peigne seinerseits versicherte, daß er Klementine am 15. December zum letzten Male gesehen, um ihr einen Ring zurückzugeben, den er von ihr erhalten, und sie zugleich von seiner nahe bevorstehenden Verheirathung zu unterrichten. Er gestand ein, daß er im vertrauten Verhältniß mit Klementine gestanden, daß er ihr jedoch auf der Reise nach Mourlin kein Gift gegeben, und daß er die Nacht vom 27. zum 28. December bei seinem Vater zu Orbais zugebracht. Zahlreiche Zeugen bescheinigten diesen letzten Umstand.

In der Flüssigkeit, welche sich in der dem Wundarzt Prat zugestellten Flasche befand, entdeckte man hinlänglich Grünspan, um den Tod zu veranlassen. Die Erbsen wurden ausgegraben, und man fand sie ebenfalls von Grünspan durchdrungen.

Die beiden Angeklagten erschienen am 27. November 1832 vor Gericht. Sie wurden einzeln eingeführt. Klementine Prat ging sehr langsam, ohne die Augen zu erheben. Ihre Haltung war furchtsam, leidend. Sie schien ihrer Angst zu erliegen, und bemühte sich unausgesetzt, ihr Gesicht zu verbergen. Peigne dagegen trat mit Sicherheit auf. Er zwang sich, ruhig zu scheinen. Sein Anzug war sehr gewählt. Er hatte schönes, langes Haar, und strich es oft in die Höhe, wie um die Blicke auf sich zu ziehen.

Nach den vorläufigen Fragen sagte der Präsident zu der Angeklagten: Wann hat eure Bekanntschaft mit Peigne begonnen?

„Im Januar 1831."

Hatten eure Eltern Kenntniß davon?

„Nein. Ich sah ihn ohne ihr Mitwissen."

Habt ihr nicht mit Peigne eine Reise gemacht, und zu welcher Zeit?

„Wir haben uns mit einander nach Mourlin begeben. — Es war an einem Sonntage; ich glaube, am

14. December. Ich bin nach der Vesper zu ihm gekommen."

Hat Peigne nicht mit euch von seiner vorhabenden Verheirathung gesprochen?

„Ja. Er wollte sich mit Jungfer Oudinot, von Congy, verheirathen. Er sagte aber, daß er mich nehmen wolle, wenn ich Alles thue, was er verlange. Im ferneren Gespräch äußerte er, daß sein Vater seine Verheirathung mit dieser Jungfer betreibe, weil sie reich sei, und daß er mich nur zur Frau nehmen könne, wenn ich mich in demselben Falle befinde. Um reich zu werden, fügte er hinzu, brauche ich nur etwas in das Essen meiner Eltern und Verwandten zu thun, was er mir geben wolle. Er sprach von einem Pulver. Und welche Wirkung soll das Pulver machen? fragte ich. — Sie werden davon sterben, entgegnete er. — Bist du von Sinnen? rief ich. — Nein, erwiederte er. Ich weiß sehr wohl, was ich sage und was ich thue. Peigne gab mir zu gleicher Zeit ein kleines Paket. Dadurch allein, sagte er, wird unsere Verbindung möglich."

Was habt ihr dabei gedacht?

„Ich habe gedacht, daß es Gift sei."

Wann habt ihr das Paket aufgemacht?

„An dem Tage, wo ich des Giftes mich bedient."

Was für Gift war es?

„Grünspan."

War es ganz zu Pulver gestoßen?

„Nein, ich habe es erst auf unserm Fensterbrett zerquetscht."

Die übrigen Fragen betrafen das Verhältniß zwischen beiden Angeklagten. Es ergab sich aus Klementinens Antworten, daß sie seit längerer Zeit mit Peigne in der innigsten Vertraulichkeit gestanden, und daß sie nicht im Stande gewesen, ihm irgend etwas zu verweigern.

Peigne, seinerseits befragt, läugnete Alles, was irgend eine Schuld auf ihn hätte werfen können. Er begnügte sich zu sagen, daß er seiner Mitangeklagten nächtliche Besuche gemacht, aber daß er nie die Absicht gehabt, mit ihr sich zu verheirathen. Er habe ihr nie den Rath gegeben, durch ihrer Eltern Vergiftung sich zu bereichern. Den Grünspan, dessen sie zu diesem Zwecke sich bedient, habe sie nicht von ihm erhalten. Er habe sie am 14. December nicht gesehen. Am 15. oder 16., um 11 Uhr Nachts, sei sie zu ihm gekommen, als er eben von Congy angelangt gewesen, wo er bei seiner Verlobten einen Besuch abgestattet. Er habe sich ihre ferneren Besuche verbeten, und ihr angekündigt, daß er sich in Kurzem mit der Jungfer Oudinot verheirathen wolle.

Die Verhandlungen dieses wichtigen Prozesses dauerten bis zum 28. November um 7 Uhr Abends. Die Geschwornen zogen sich nun in ihr Berathungszimmer zurück und erschienen vier Stunden nachher mit ihrer Entscheidung, nach welcher Klementine Prat eines Vergiftungsversuches gegen ihren Oheim Drouilly, dessen Frau und vier Dienstboten, gegen ihren eigenen Vater, ihre Mutter, ihre vier Schwestern und drei andere Personen schuldig erklärt wurde. Peigne wurde als Mitschuldiger dieses Verbrechens erklärt, zu dessen Begehung er durch Versprechungen und Drohungen gereizt. Klementine wurde außerdem noch als Urheberin der Brandstiftungsbedrohungen bezeichnet. Die Frage der Brandstiftung selbst wurde verneinend beantwortet. Die Geschwornen erklärten zugleich, daß mildernde Umstände zu Gunsten beider Angeklagten vorhanden seien. Diese unerwartete Beifügung erregte ein heftiges, lang anhaltendes Gemurmel.

Das Gericht verurtheilte Beide zu lebenslänglicher Zwangsarbeit und öffentlicher Ausstellung.

Klementine Prat schwieg; man vernahm nur ihr Schluchzen. Sie hielt das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Peigne erhob sich rasch und betheuerte mit starker Stimme, daß er unschuldig sei, daß er der Verurtheilten weder Rath noch Gift gegeben, daß er die Anschlagzettel ihr nicht dictirt, daß er keinen Theil an der Brandstiftung genommen. Er versicherte, daß er bis zum letzten Athemzuge nur dasselbe wiederholen könne und werde. Er fügte hinzu, daß er auf Kassirung des über ihn gefällten Urtheils antragen wolle.

Chronik.

Kirchliche Nachrichten.

Am heil. Pfingstfeste predigen zu Oels:

am ersten Festtage:

in der Schloß- und Pfarrkirche:

Früh 5¾ Uhr . . . Herr Probst Teichmann.
Vormittag 8¼ Uhr: Herr Sup. u. Hofpr. Seeliger.
Nachmttg. 1½ Uhr: Herr Diakonus Schunke.

In der Probstkirche:

Mittags 12 Uhr: Herr Diakonus Krebs.

Am zweiten Festtage:

in der Schloß- und Pfarrkirche:

Früh 5¾ Uhr: . . Herr Probst Teichmann.
Vormittag 8¼ Uhr: Herr Sup. u. Hofpr. Seeliger.
Nachmttg. 1½ Uhr: Herr Diakonus Schunke.

In der Probstkirche:

Mittags 12 Uhr: Herr Probst Teichmann.

Wochenpredigten:

Dienstag den 16. Mai, Vormittag 8½ Uhr, Herr Sup. u. Hofpr. Seeliger. (Stiftspredigt.)

Geburten.

Den 4. Mai zu Oels, Frau Schuhmachermeister Micklisch, geb. Weize, eine Tochter, Adelheid Anna Emma.

Den 5. Mai zu Oels, Frau Kräuter Neumann, geb. Pohl, einen Sohn, Johann Friedrich Heinrich Gotthard.

Heirathen.

Den 9. Mai zu Oels, Herr Carl Mayer, hierselbst, mit Jungfrau Christiane Meywald.

Todesfälle.

Den 4. Mai zu Oels, des Herrn Secretair Zeising einzige Tochter, Emmeline Caroline Leopoldine Marie, an Abzehrung, alt 1 J. 2 M.

Den 9. Mai zu Oels, Herr Heinrich Wilhelm Traugott Krüger, gewes. Inspektor auf Neu-Duniow, in russ. Polen, an Brustkrankheit, alt 30 J. 1 M. 5 T.

Ein Blümchen der Erinnerung
auf das Grab
unserer früh dahingeschiedenen, geliebten
Emmeline.
Geboren d. 4. März 1836. Gestorben d. 4. Mai 1837.
In tiefster Wehmuth geweiht
vom
Secretair Zeising und Frau.

Weinend stehen wir an Deinem Grabe,
Ach, umsonst! Du kehrst nicht mehr zurück;
Du, des Himmels schönste Blüthengabe,
Bist gebrochen, kalt Dein Engelsblick.
Schlummre, Emmeline! nun in Frieden,
Dir ist dort ein schön'res Loos beschieden.

In der Zukunft hellem Morgenschimmer
Malten wir uns schöne Bilder aus;
Ach, zu früh nur sank in bleiche Trümmer
Unsrer Hoffnung kühn geschwungnes Haus.
Doch vergebens sind die Schmerzensklagen,
Still und weinend müssen wir's ertragen.

Kommt dann einst der Tag voll Heil und Segen,
Wo sich unser Geist der Erd' entwand,
O so trittst Du liebend uns entgegen,
Mit der Friedenspalme in der Hand;
Führst, ein Engel, uns zu höhern Freuden,
Wo wir nicht mehr von einander scheiden. Z.

Inserate.

Den zweiten Pfingstfeiertag wird im Saale der Apothekerei
Tanzmusik,
und den dritten Feiertag
Conto
Nachmittag von 3 bis 7 Uhr stattfinden.
Irrsich.

Veränderungshalber beabsichtige ich, meine in gutem Bauzustande befindliche unterschlächtige Wassermühle zu verkaufen.
Dobrischauer Schloßmühle, den 9. Mai 1837.
E. Geilke.

Ein gutes Pianoforte steht bei dem hiesigen Gymnasial-Schulvogt Thomas zum Verkauf.
Oels, den 10. Mai 1837.

Höchst wichtig!

So eben sind bei F. E. C. Leuckart in Breslau erschienen und in allen Buchhandlungen (in Oels bei A. Ludwig) zu haben:

Die neuesten Erfahrungen und Heilungen aus dem Gebiete der Wasserheilkunde, gesammelt und geordnet von J. Jos. Weiß, Director der neuen kalten Badeanstalt in Freywaldau in Oesterr. Schlesien. Nebst einem Vorwort von Starke, Königl. Pr. Stabsarzt. 8. br. Preis 15 Sgr.

Dieses Buch bietet in gedrängter Kürze eine klar und verständig abgefaßte Darstellung der Wasserheilkunde, der bei ihrer Anwendung zu beobachtenden Rücksichten und der Hülfsmittel, welche ihre Wirkung unterstützen. Mancher Leidende wird darin einen Trost und den Weg angegeben finden, seine Gesundheit auf sichere Weise wiederzuerlangen.

Ferner:

Die Rechte der Gutsbesitzer gegen die Landschaft aus dem Grundgesetz entwickelt, als nothwendiger Nachtrag zur Schrift: „Ueber die tiefe Verschuldung der Rittergüter." Nebst einer Anlage die Aufnahme letzter Schrift bei der bezogenen Behörde betreffend. Von A. Gebel, Königl. Regierungs-Director a. D., Ritter des eisernen Kreuzes rc. 8. broch. Preis 15 Sgr.

Endlich:

Beitrag zu der Schrift des Herrn Regierungs-Director Gebel: „die Rechte der Gutsbesitzer gegen die Landschaft, in Bezug auf dessen Mittheilungen über die Kreditverhältnisse des Gutes M.;" vom Grafen Zedlitz von Rosenthal. 8. broch. Preis 5 Sgr.

Für Konfirmanden!

Der Unterzeichnete empfiehlt die siebente Auflage der
wichtigsten Wahrheiten der christlichen Glaubens- und Sittenlehre für Katechumenen,
den Herren Geistlichen zur Benutzung beim Religionsunterrichte, 32 Seiten des größesten Octavformates enthaltend, gebunden, für den Preis von 1 Sgr. 3 Pf.

Ferner:

Kurzer Entwurf der christlichen Lehre. Neue Auflage. Preis 1 Sgr.

A. Ludwig.

Markt-Preis der Stadt Oels, vom 6. Mai 1837.

	Rtl.	Sg.	Pf.		Rtl.	Sg.	Pf.
Weizen der Schfl.	1	6	—	Erbsen	1	6	—
Roggen	—	23	—	Kartoffeln....	—	10	6
Gerste	—	23	6	Heu, der Ctr.	—	15	6
Hafer	—	15	4½	Stroh, das Schk.	2	15	6

Hierbei das Trebnitzer Stadtblatt als Beilage.

Trebnitzer Stadtblatt.

Eine Beilage

zu No. 20. des Wochenblattes für das Fürstenthum Oels.

Trebnitz, den 12. Mai 1837.

Aus meinem Leben.

Keine Erdichtung, sondern Wahrheit.

Vom Bibliothekar Preyler zu Trebnitz.

(Fortsetzung.)

Als der neue Gehülfe etwa vierzehn Tage da war, sagte er zu mir: „Friedrich, er ist ein recht guter junger Mensch, aber für Einen, der schon so lange in der Lehre ist, weiß er verdammt wenig.“ — Ja, lieber Herr G...t, sagte ich, woher? Für mich habe ich fleißig in Hagens Lehrbuch der Apothekerkunst studirt, allein der Herr, wie Sie selbst bemerken müssen, kümmert sich wenig um die Apotheke, und Ihre beiden Vorgänger, unter denen ich stand, mochten wohl selbst nicht viel wissen. — „Nun,“ sagte er: „An Kopf und gutem Willen fehlt es ihm nicht; ich will ihm nachhelfen, wenn er fleißig seyn will.“ — Er hatte selbst eine ziemlich starke Büchersammlung von chemischen Schriften und was zu dieser Kunst gehört, und unterrichtete mich, so wie es nur Zeit gab, besonders Nachmittags und Abends und that mir selbst unendlich viel Gutes. Als ich noch ein Jahr zu lernen hatte, kündigte er, um sich selbst zu etabliren, und hat in Grünberg eine chemische Fabrik errichtet.

Mein Lehrherr fand, daß ich reif genug sei, den Gehülfenposten zu vertreten, nahm blos einen Lehrling an und ich machte den Stellvertreter des Gehülfen. — Das muß ich noch erwähnen, daß unsere Apotheke zugleich Branntweinladen war, worin der Gehülfe und Bursche die Marqueurs machten, und der Bursche mußte sich gefallen lassen, wenn ein Gast ihn nach Wurst und Semmel sandte, wo es freilich manchmal eine Knackwurst abwarf, welches mir nicht unlieb war, da Schmalhans den Küchenmeister im Hause machte, und die Kost karg und ärmlich war. Doch genug davon; ich mußte dieser Erzählung aber dies erst vorangehen lassen, ehe ich auf den Herrn stoße, von dem ich, von der

„rechten Art wohlthätig zu seyn,“

erzählen will.

Als ich ohngefähr im zweiten Jahre meiner Lehrzeit stand, zog ein Offizier nach S., der die Rhein-Campagne mitgemacht und gestürzt war, so daß er zum Kavalleriedienst untauglich wurde. Er war Hauptmann und Escadronschef gewesen, war auch am Fuße leicht blessirt und erhielt den nachgesuchten Abschied als Major von der Armee mit einer bedeutenden Pension. Die Frau Majorin, aus Sachsen, bei Dresden, gebürtig, wo sie viele Güter hatte, war, wie man sagte, steinreich. Als ich bekannter im Hause wurde, sagte mir der Bediente, daß sie über 200,000 Thaler im Vermögen habe. Das mochte auch seyn; denn wenn es ein Fest gab, gings hoch her, und Knauserei ist mir, so lange ich so glücklich war, dies Haus zu besuchen, nie vorgekommen, denn wo es galt, Wohlthaten zu erzeigen, da waren der Herr Major und seine Gemahlin nie die letzten, und dem Gold-, Silber-, Tafel- und Möbelgeräthe fehlte auch nichts an Kostbarkeit; auch war die schönste Equipage, welche die Stadt aufzuweisen hatte, die des Herrn Majors (exclusive der des Fürsten, der aber nur selten hier residirte). Die Dienerschaft war alle hoch besoldet, und bestand aus einem Kammerdiener, einer Köchin, einer Küchenmagd, einem Laufmädchen, einem Bedienten und einem Kutscher. Letztere Beide hatten die Rheincampagne mit ihrem Herrn mitgemacht, und die Jungfer Emilie war schon seit ihrem dreizehnten Jahre im Dienste der gnädigen Frau, und die Köchin diente bereits das vierzehnte Jahr als solche.

Sie hatten S...n zu ihrem Wohnplatze erwählt, weil sie da so fast im Mittelpunkte ihrer nächsten Verwandten wohnten, und ihre Güter bei Dresden verpachtet waren. Ich erhielt bald nach der Ankunft dieser mir ewig im Gedächtniß bleibenden hohen Familie in derem Hause Zutritt. Er, ein Baron von K.......nn, sie eine geborne Gräfin v. S., waren die Zierde v. S. Der Hausarzt war der allgemein in Stadt und Land hochgeachtete Herr Kreisphysikus, Dr. P...ch, und hatte die Gewohnheit, wenn er für große Häuser etwas verordnete (und er verschrieb fast Alles in der Apotheke), zu befehlen: „wenn dies Recept fertig ist, schicken Sie es hin, und es muß bald gemacht werden.“

Dies Wegtragen war nun meine Funktion, und so mußte ich denn die erste Arznei, die er verschrieben hatte, auch hintragen. Ich trat ins Vorzimmer, und hatte das Glück, den Herrn Major im Vorzimmer zu treffen, wohin er erst gegangen seyn mochte, denn als ich am Hause vorbei ging, lag er nebst seiner Frau Gemahlin am Fenster, wo ich Beiden einen tiefen Reverenz machte.

„Kommen Sie herein,“ sagte er, mir vorangehend, und ich sprach: Mein Herr Prinzipal läßt sich Ihnen beiderseitig zu Gnaden empfehlen, und sendet die Medicin, welche Herr Dr. P. verordnet hat.

„Friedrich (so hieß der Bediente), gieb einen Stuhl.“ Ich mußte mich setzen.

„Emilie, bring' doch ein Glas Malaga und etwas dazu!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zur Räuberlectüre.

Mein Großvater betrieb einen starken Handel mit Stapelholz nach Hamburg, und machte daher oft Reisen dahin, gewöhnlich zu Pferde, blos von seinem Reitknecht begleitet. Sein Weg führte ihn durch die Lüneburger Haide, einen sehr verrufenen, 9 Meilen langen Wald, durch den damals nur Holzwege und noch gar keine gebahnte große Straße führte. Noch heut zu Tage zeigen die vielen Kreuze und Steinhaufen dem Reisenden die Stellen an, wo man sonst die Leichname Erschlagener gefunden hatte. Mein Großvater nahm deshalb auch gewöhnlich einen bedeutenden Umweg um den Wald herum, und vermied denselben, nicht aus Furcht, aber doch aus Vorsicht. Das eine Mal jedoch drängte ihn die Zeit sehr. Er mußte zur bestimmten Stunde in Frankfurt eintreffen und nahm deshalb seinen Weg durch den Wald. Er und sein Reitknecht waren gut beritten und mit Pistolen auf mögliche Fälle versehen; doch hatte mein Großvater das Pferd, welches er selbst ritt, erst vor Kurzem von einem Edelmanne gekauft, und kannte es daher noch wenig. Beide mochten schon den ganzen Tag im Walde geritten seyn, und es ging stark gegen Abend, als sie bemerkten, sie möchten trotz aller Vorsicht doch wohl die rechte Straße verfehlt haben, was bei den vielen, sich durchkreuzenden, oft unkenntlichen Holzwegen im Walde leicht möglich war. Der, welchen sie jetzt verfolgten, führte sie endlich zu einem im Dickicht einzeln stehenden Wirthshause, und mein Großvater sah sich nun genöthigt, hier Halt zu machen, um die ermüdeten Pferde zu füttern und die Nacht da zuzubringen. Freilich war ihm nicht ganz wohl bei der Sache zu Muthe; indeß nahm er sich zusammen, ließ die Pferde in den Stall bringen und trat in die Wirthstube. Eine Menge Kerls, meist bewaffnet, waren dort versammelt, tranken, lärmten, schliefen oder spielten Karten. Aller Köpfe und Augen wandten sich neugierig und forschend nach dem Eintretenden, der dem Wirth sein Begehren sagte und sich dann in der Ecke an einem Tische niederließ, an dem ein Mann, welcher der vornehmste aus der Gesellschaft zu seyn schien, schon früher Platz genommen hatte. Er mochte etwa dreißig Jahre alt seyn, trug eine Jägerkleidung von feinem Tuch und einen Hirschfänger, der stark mit Silber beschlagen war. Der Fremde ließ sich bald mit meinem Großvater in ein Gespräch ein, fragte ihn, woher er komme, wohin er gehe u. dergl. mehr, trank mit ihm und endlich fingen Beide auch an mit einander Karten zu spielen. Mein Alter gewann dem Jäger sieben Gulden ab, und dieser schien ihn während der Unterhaltung förmlich lieb zu gewinnen, und behandelte ihn sehr zuvorkommend und artig. Während dessen bemerkte jedoch mein Großvater, wie mehrere von den Kerls in der Stube aufstanden, hinaus gingen, herein kamen, dem Jäger und sich untereinander ins Ohr zischelten, wieder sich entfernten und verdächtige Blicke wechselten. Die Sache wurde ihm noch bedenklicher, als endlich sein neuer Bekannter ihm die Hand auf die Schulter legte, ihm in's Gesicht sah und sagte: „Hören Sie, Herr, um Sie thut mir's doch eigentlich leid!" — „Wie so?" frug mein Großvater; „ich habe da ein Paar gute Freunde, auf die ich mich verlassen kann!" er zeigte dabei auf seine Pistolen. Der Fremde erwiederte nichts, betrachtete ihn aber mit einem sonderbaren Blicke, daß dem Großvater ganz unheimlich dabei zu Muthe wurde.

Dem Großvater fing endlich an ein Licht aufzugehen, in welcher Gesellschaft er sich befinde. Er sah ein, daß das, was er zu seiner Rettung thun wolle, bald geschehen müsse.

Hut und Mantel im Zimmer lassend, that er, als müsse er sich in den Hof begeben, und fand dort glücklicherweise seinen Reitknecht, welcher den Pferden blos etwas Futter gegeben, sie jedoch noch nicht abgesattelt hatte, da ihm die Umgebung auch nicht sehr Zutrauen erregend vorgekommen war. Rasch theilte er diesem seinen Verdacht mit, und Beide zogen die Pferde nun schnell aus dem Stalle, warfen sich darauf und jagten im gestrecktesten Lauf davon, ohne sich umzusehen, auf gut Glück den ersten Weg, der sich ihnen vom Hofthor aus darbot. Sie hörten wohl mehrmals hinter sich rufen und pfeifen, wurden aber nicht weiter verfolgt.

Plötzlich trat aus dem Dickigt am Wege ein Invalide hervor, zog seinen Hut und bat um ein Almosen. Sein Aussehen war jedoch auch mehr das eines Buschkleppers, als eines Bettlers. Sogleich blieb meines Großvaters Pferd stehen, und war trotz aller Reiterkünste und der Sporen nicht von der Stelle zu bringen. Wie das Pferd des berühmten Kosczjusko, war es gewöhnt, stehen zu bleiben, sobald Jemand den Hut zog, und nicht eher fortzubringen, als bis dieser ihn wieder aufgesetzt hatte. Mein Großvater faßte sich kurz. Er zog ein Pistol aus der Halfter, spannte sie und schlug auf den Bettler an mit den Worten: „Ich habe nichts bei mir, als das, guter Freund! die stehen zu Diensten!" — „So?" erwiederte der Kerl trotzig, drehte sich auf dem Absatze herum und pfiff mit einer kleinen Pfeife laut in den Wald hinein. Zum Glück setzte er jedoch hierbei wieder seinen Hut auf; mein Großvater gab seinem Gaul die Sporen und im Augenblicke jagte er mit diesem davon, seinem Reitknecht nach. Sein Leben hing also bei der Störrigkeit des Thieres von dem Aufsetzen eines Hutes ab.

Bald gelangte er wieder auf einen breiten Weg, und nach einem stundenlangen Ritt glücklich aus dem Walde. Im nächsten Orte zeigte er den Vorfall bei der Behörde an und setzte dann seinen Weg fort. Als er zurückkehrte, hatte man das ohnehin sehr verdächtige und verrufene Wirthshaus im Walde untersucht, aber die Vögel ausgeflogen gefunden. Das Erste, was mein Großvater that, als er nach Hause kam, war, versteht sich von selbst, das störrige Pferd abzuschaffen.